

**Zeitschrift:** Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Bern  
**Band:** 45 (1960)  
**Heft:** 1-2: Geschichte Berns : der Untergang des alten Bern 1789-1798

**Artikel:** Geschichte Berns. Teil IV, Der Untergang des alten Bern 1789-1798  
**Autor:** Feller, Richard  
**Kapitel:** XXI: An der Front  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-371064>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 29.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## XXI. KAPITEL

### An der Front

#### 1. Murten

General von Erlach übernahm am 31. Januar in Murten den Befehl über die erste Division. Er musste gleich zu Pferd steigen, weil ein falscher Lärm erscholl. Er beritt die Postenlinie und erkannte die Gefahr seiner Stellung. Er musste mit 1500 Mann in gedrängter Lage Murten gegen 6000 Franzosen verteidigen. Abends erreichte ihn die Aufforderung des Brigadegenerals Rampon, der in Avenches befehligte, den Posten von Pfauen zurückzuziehen, da dieses zu Avenches gehöre. Trotzdem Erlach vorstellte, dass er durch die Preisgabe dieses Punktes noch stärker beengt werde, entschied der Kriegsrat, Pfauen habe nie zu Murten gehört, und befahl ihm, diesen Ort zu räumen. Der Kriegsrat gab nach, weil Bern entschlossen war, Verhandlungen mit Ménard aufzunehmen. Hier hob das traurige Spiel an, das dem Kriegsrat die Freiheit und Erlach die Schuld beliess. Trotz dem dringenden Einspruch Erlachs wegen Pfauen, schob der Kriegsrat auf ihn die Verantwortung ab; wenn der General glaube, Murten nicht halten zu können, solle er es aufgeben und die Linie zurücknehmen. Erlach fügte sich gegen seine bessere Einsicht und zog den Posten von Pfauen zurück. In einem Bogen umzogen nun die französischen Linien von Villarepos bis Vallamand seine bedrängte Stellung.<sup>783</sup>

Erlach erkannte, dass er sich nur halten konnte, wenn die Franzosen nicht vorgingen, trotzdem er auf 3000 Mann verstärkt worden war. Da seine Truppen den Spähdienst erst noch lernen mussten, konnte ein Vorstoss von Pfauen aus gleich Murten erreichen. Das nötigte Erlach zu einer steten Bereitschaft, die überanstrengte. «Da seyt der Abgabe meines Postens wir völlig zurückgedrängt in der Stellung uns befunden, die ich genugsam beschrieben habe, so bin weder ich noch meine 3000 Mann seitdem nicht aus den Kleidern gekommen, dieses alles aber ist kein Mittel, unserm durch Untätigkeit und immer falsche negotiations Hoff-

nungen vorbereitetem Schicksal zu entgehen», schrieb er am 6. Februar dem Kriegsrat. Da Murten nicht durch Vorposten gedeckt sei und man einen Angriff nicht eine halbe Viertelstunde voraussehen könne, sei es eigentlich militärisch unverantwortlich, die Truppen so auszusetzen. «Werde aber denen Gründen, die diese seltene Position vorschreiben, ungeachtet aller Gefahr, ein völliges Genüge leisten», meldete er mit der Entsagung, die seit der Übernahme des Befehls sein Los geworden war. Gegen Rampon freilich, der die Räumung von Greng verlangte, richtete er sich auf; nicht in Murten könne ein Schweizer auf den Gedanken verfallen, seiner Pflicht untreu zu werden. Er betrachtete es als ein Glück, dass der Gegner den Bernern mehr Bewegungsfreiheit und Keckheit zutraue, als ihnen erlaubt sei.<sup>784</sup>

Der Verhandlungseifer des Grossen Rates nahm Erlach die Freiheit, die Schlagkraft seiner Truppen zur rechten Zeit einzusetzen. Er harrte aus, obschon er das Unheil kommen sah, und obschon sein Gesundheitszustand seinen Rücktritt gerechtfertigt hätte. Übel wurde ihm das Opfer von oben gelohnt. Der Kriegsrat, der selber unfrei war und die Gefahr in Murten wohl ermass, warf die Verantwortung, die ihm die Politik auferlegte, wieder auf Erlach ab. Während er sonst das kleinste befahl, überliess er dem General den schmerzlichen Entscheid. «Hochdieselben», eröffnete er ihm am 4. Februar, «überlassen Euch gänzlich, alle diejenigen Dispositionen zu treffen, welche Ihr den Umständen angemessen finden werdet. Doch geben Meine Hochgeachteten Herren Euer Wohlgebohren in Erwägung zu ziehen, was für einen Eindruck auf das Landvolk ein allfälliger Rückzug machen würde.» Wenn nun die Berner in Murten umfasst wurden, konnte sich der Kriegsrat darauf berufen, er habe es Erlach freigestellt, aus der Würgestellung zu weichen. Vielleicht wurde ihm die Hinterhältigkeit seines Verfahrens nicht voll bewusst. Jedenfalls stärkte er Erlach mit den erreichbaren Einheiten, mit Geschütz und Kriegsbedarf. Dieser Zuzug setzte den General in Verlegenheit. Er konnte die Mannschaft bei der strengen Winterkälte im überfüllten Murten und den benachbarten Dörfern nur mit Not unterbringen. Darum war es ihm willkommen, dass der Kriegsrat den Bau von Baracken ankündigte. Bei Murten sammelten sich bis Mitte Februar 5000 Mann, die den Kampf ersehnten.<sup>785</sup>

Im Amt Erlach waltete als Landvogt Franz Ludwig Morlot, der als Oberst in der holländischen Garde gedient hatte. Er war ein Herr von 60 Jahren und stach mit dem Feuer der Jugend aus

der Reihe der geduldig zuwartenden Landvögte hervor. Mit wachsender Empörung verfolgte er die tastende Unsicherheit am grünen Tisch und rief nach Tatkraft und kühnen Entschlüssen. Umsonst spornte er den Kriegsrat an, mit einem Vorstoss über Cudrefin den Getreuen in der Waadt Hilfe zu bringen. Er sah sich auf einem verwundbaren Posten in die Verteidigung gedrängt, da die Franzosen von Neuenstadt und von der Zihlbrücke aus das Städtchen Erlach bedrohen konnten. Verzweifelnd fragte er den General von Erlach an, ob man sich verteidigen oder in Trägheit revolutionieren lassen wolle. Der General freute sich des mutigen Nachbarn und erwirkte vom Kriegsrat, dass ihm der militärische Befehl über die Ämter Erlach und Sankt Johannsen übertragen wurde.<sup>786</sup>

Als anfangs Februar zwei Auszögerkompanien des Regiments Sternenberg, die Erlach deckten, Befehl erhielten, in Walperswil zu ihrem Bataillon zu stossen, da wallte Morlot auf. Im Verein mit dem Landvogt Freudenreich von Sankt Johannsen und den beiden Kompanieführern meldete er dem Kriegsrat, er lasse die Truppen nicht abziehen, da sie aus der Gegend stammten und Haus und Heimat verteidigen wollten; das Amt würde sich empören. Der Kriegsrat lenkte ein, nahm seinen Befehl zurück und sandte Morlot zwei Kanonen zur Verstärkung. Nun aber nahmen sich die zwei andern Kompanien des Bataillons in Walperswil ein Beispiel; sie stammten aus dem Amt Nidau und setzten es durch, dass sie dorthin verlegt wurden, wie überhaupt immer wieder bei den Truppen der Wille durchbrach, die engere Heimat zu verteidigen. So verständlich das war, so zeigte es doch auf, dass oben der Wille nicht fest genug war, um der Eigenmächtigkeit von unten zu begegnen.<sup>787</sup>

Der klare Geist der Heeresleitung wurde nicht nur von unten, sondern auch von oben getrübt. Niklaus Friedrich von Mülinen, der spätere Schultheiss, klagt in seinen Erinnerungen: «Viele Berner — sogar Staabsoffiziers, von angeerbter Tadelsucht hingerissen, ihrer Lage uneingedenk, missbilligten laut und öffentlich jede Masregel der Regierung.» Da die Auszögerregimenter nicht vereinigt, sondern auf die Front zerstreut wurden, sassen ihre Obersten unbeschäftigt, verdrossen und eifersüchtig im Lager. Als Oberst von Gross mit einer Erkundung im Seeland betraut wurde, meinte Oberstquartiermeister von Graffenried: «Wie die HH. Oberst von Diesbach, Wurstemberger, Manuel, von Wattenwyl und von Werdt diesen Vorzug zu Gunsten des H. von Gross ansehen werden, ist leicht zu erachten.» Er kannte diese Lust zum Widerspruch: «Wenn

es jedem unter mir stehenden Chef erlaubt ist, zu thun, was ihm gefällt, so müssen im Nothfall gefährliche Folgen erwachsen.»<sup>788</sup>

Oberst Ludwig von Wattenwyl, der in den letzten Jahren das Regiment von Ernst befehligt hatte, war von seinem Sitz in Bougy herbeigeeilt, um seine Dienste zur Verfügung zu stellen. Wegen seiner reichen Erfahrung ernannte ihn der Kriegsrat auf Vorschlag Erlachs zum stellvertretenden Befehlshaber der ersten Division. Das wollte Oberst Franz von Willading nicht leiden, weil er rangälter sei; er wurde aber vom Kriegsrat abgewiesen. Erlach linderte mit seinem menschlichen Verständnis das verwundete Selbstgefühl Willadings, indem er ihm einen Auftrag für die Befestigung von Murten gab. Er äusserte sich in seiner schlichten Art gegen den Kriegsrat: «Nun ist es gewiss die Zeit, wo die, welche Euer G. Zutrauen verdienen, commandieren sollen, ohne dass man sich jetzt mit Empfindlichkeiten, Rangsucht und Prevets beschäftigen soll . . . Zu solchen unbedeutenden Gedanken ist es nicht die Zeit und soll es niemals seyn.»<sup>789</sup>

Einen Lichtblick in der Trübnis bildete die Treue des Amtes Murten. Dieses war ursprünglich Reichsgebiet und 1310 von König Heinrich VII. an Savoyen verpfändet worden. Bern und Freiburg hatten es im Burgunderkrieg von Savoyen erobert und seither als gemeine Herrschaft verwaltet. Wie die Kunde erscholl, dass die neue Regierung in Lausanne ihren Anspruch auf alles ehemals savoyische Gebiet ausdehne, empörte sich das Amt Murten. Die Gemeinden Murten, Ried, Courlevon, Agriswil, Gempenach, Ulmiz, Meyriez, Salvenach und Fräschels erklärten, dass sie nie zur Waadt gehört hätten, und stellten ihre Kompanien unter die Fahnen Berns. Erlach bediente sich dieser Kundgebungen, um Rampons Zudringlichkeiten zurechtzuweisen. Um Murten noch stärker zu umfassen, schob Rampon seine Posten nördlich des Sees in das Wistenlach vor. Erlach riegelte das Ufer durch ein Bataillon in Sugiez ab. Er hatte Mühe, die Waffenruhe zu wahren, weil die Franzosen seine Soldaten durch unflätige Kundgebungen herausforderten. Den bernischen Offizieren fiel es nicht leicht, ihre Leute von Tätlichkeiten abzuhalten. Täglich kam Bericht, dass die Waadtländer mit steigendem Unwillen die fremden Truppen ertrügen.<sup>790</sup>

Da raffte sich Erlach aus der dumpfen Enge auf, die ihm die Überlegungen in Bern auferlegten, und setzte am 8. Februar dem Kriegsrat die Lage auseinander: Die Kampflust seiner Truppen, den Zorn der Waadtländer, die sich seinem Vormarsch anschliessen würden, die Arglist des Feindes, der die Berner hinhalte und um-

garne. «Die bis dahin angenommene Politik beweist uns ja allzuwohl, dass, wenn wir so fortfahren, nichts mehr zu retten ist.» Er erhielt die ersehnte Freiheit des Handelns nicht.<sup>791</sup>

## 2. Brunes Vorbereitungen

Brune traf am 4. Februar in Lausanne ein. Am 8. teilte Ménard dem General von Erlach mit, sein Nachfolger habe den Oberbefehl übernommen. Ménard war mit Befehlen an der Grenze erschienen, die einen rechtschaffenen Mann irreführten. Er fiel ohne Kriegserklärung in bernisches Gebiet ein und rechtfertigte diesen Bruch des Völkerrechts mit dem Ruf aus der Waadt und dem Anschlag auf seinen Adjutanten Autier. Um seine entblösste Division aufzufrischen, legte er der Waadt eine Brandschatzung von 700 000 Franken auf und liess seine Truppen von den Bürgern verpflegen. Aber er hielt auf strenge Mannszucht und war über Ausschreitungen seiner Soldaten unglücklich. Er sprach und handelte unverhohlen und benahm sich gegen Bern ohne Hinterhalt. Erlach meinte, er sei abberufen worden, weil er sich gegen Bern zu höflich betragen habe. Indes war man in Paris mit ihm zufrieden und ernannte ihn zum Divisionsgeneral und Befehlshaber des 23. Militärkreises auf Korsika. Er verliess am 14. Februar die Waadt. Nach bewegter Laufbahn endete er im Irrenhaus zu Charenton.<sup>792</sup>

Brune brachte in die Revolution eine geistige Ausrüstung mit, die er auf hohen Posten weiterentwickelte, so dass er eine zweideutige Stellung mit Sachkunde versehen konnte. Er wusste nach allen Seiten den passenden Ton anzuschlagen. Sein Wort atmete je nach den Umständen Würde, Vorsicht, Klugheit, Scharfsinn und Höflichkeit. Dabei behandelte er Menschen und Dinge mit einer kalten Gleichgültigkeit, die vom Eigennutz ihre Weisung nahm. Neben der Habgier, die ihn erfüllte, fanden andere Leidenschaften, Blutdurst und Grausamkeit, keinen Platz; nicht einmal Bosheit trieb ihn. Er benützte die Redensarten der Zeit mit unergriffener Zweckmässigkeit und vertauschte sie leicht mit andern.

Brune kam mit der Voraussetzung, die damals alle Welt trog, dass Bonaparte demnächst das französische Heer über den Ärmelkanal nach England führen werde. Darum nahm er ohne weiteres an, englische Sendlinge seien eifrig tätig, mit Berns Hilfe den Aufruhr vom Jura aus ins Innere Frankreichs zu tragen. Die

Haltung der Berggegend von Ste-Croix, die Bern treu blieb, schien ihm ein bezahlter Anschlag auf die Sicherheit Frankreichs zu sein. Ein englisch-bernisches Heer von 60 000 Mann sammelte sich dort, dieweilen Frankreichs Macht weit weg am Meere lagere, meldete er nach Paris und empfahl dem Polizeiminister dringend, die Departemente Doubs und Jura streng überwachen zu lassen, damit nicht dort eine Vendée entstehe. Einmal auf dem Platz, durchschaute er bald den Irrtum. Ebenso verabschiedete er den Vorwurf, Bern habe in Thierrens das Völkerrecht gebrochen, indem er feststellte, die Berner seien abgezogen, bevor die Bauern Autiers Husaren niederstreckten. Brune wurde noch von einer andern falschen Voraussetzung heimgesucht. Er schrieb am 6. Februar dem Direktorium, er sei zu früh oder zu spät gekommen; hätte Ménard die Befehle gehabt, die er mitbringe, so hätte er gleich das ungerüstete Bern besetzen können; jetzt hätten die Berner die Verteidigung vorbereitet. Er meinte, sie hätten Mengauds Drohbrief vom 2. Februar wegen Aarau als Kriegserklärung aufgefasst und gleich die Waffen ergriffen. In Wirklichkeit erfolgte das bernische Aufgebot am 28. Januar. Jedenfalls hielt er dafür, nun seien seine Truppen den bernischen nicht gewachsen.<sup>793</sup>

Brune hatte den Auftrag, der Schweiz die Einheitsverfassung aufzuerlegen und Frankreichs Herrschaft nötigenfalls mit Waffengewalt über das ganze Land auszudehnen. Darum brachte er eine Kriegserklärung mit, in die er nur das Datum des Anlasses einzusetzen brauchte. Er führte sich mit der Umsicht und Übung ein, die er auf höheren Posten erworben hatte, und er hatte den Rückhalt an Bonaparte, dem er so viel verdankte. Dieser leitete den Überfall auf die alte Schweiz ein; er wünschte ihren Untergang mit der Glut der ungezähmten Seele und schwärmte für den helvetischen Einheitsstaat. Die Huldigungen Brunens bekunden, wie er den Angriff förderte und Verstärkungen durchsetzte. Bonaparte beehrte die rasche Erledigung der Schweiz, um Brunens Truppen anderswo einsetzen zu können. Es kam Brune auch zugute, dass der Verhandlungswille der Berner ihm Freiheit und Zeit liess, die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

Brune wurde von der Stimmung in der Waadt überrascht und beunruhigt. Das Land litt unter der Verpflegung der einquartierten Franzosen, umsomehr als Bern die Getreidezufuhr sperrte. Es wand sich unter der Brandschatzung, die auf die Gemeinden verteilt wurde. Es nahm Anstoss an den Fremdlingen, die arm und verwahrlost gekommen waren und nun den Wohlstand der Waadt

beanspruchten. Die 4000 Mann Hilfstruppen, die der Franzose verlangte, sammelten sich mühselig unter Zwang. Es kam zum Vorschein, dass eine dreiste Minderheit den Aufstand einer unwilligen Mehrheit aufgenötigt hatte. Die wahre Gesinnung der Landschaft, die unter dem revolutionären Ungestüm der Städter verstummt war, wurde laut. Brune täuschte sich darüber nicht. Die Berner seien nicht so verhasst, wie sie sein sollten, schrieb er; der öffentliche Geist sei hier nicht so fortgeschritten, wie zu erwarten wäre; das Direktorium habe mit seinem Erlass vom 28. Dezember die Revolution gemacht, nicht das Waadtländer Volk, das wenig daran teilgenommen habe. Er fand den Trost darin, dass die Dinge zu weit fortgeschritten seien, als dass die Waadtländer zurück könnten.<sup>794</sup>

Die Schwierigkeit, die 4000 Mann Hilfstruppen auszuheben, und die Abneigung gegen die Einheitsverfassung aus Paris bestätigten Brunens Vorbehalte. Allerdings nahm die Landesversammlung in Lausanne am 9. Februar als erste die Verfassung an. Das war die Stimme von Unterwurfigen. Auf dem Land bedurfte es der Vorsicht. Die Gemeindeversammlungen wurden auf den 16. Februar einberufen. Der Pfarrer verlas die Verfassung und forderte in Worten, die ihm Lausanne vorschrieb, zur Annahme auf. Eine Aussprache wurde nicht gestattet. Wer zustimmte, stand auf; wer ablehnte, blieb sitzen. Dank diesem Verfahren nahmen alle Gemeinden an. Die Landesversammlung rühmte, das sei das erste Mal, dass der Waadtländer seine Bürgerpflicht habe ausüben können. Auch Brune machte sich ein Verdienst daraus, dass er den Widerstrebenden kräftig zugesprochen habe.<sup>795</sup>

Brune suchte klug und geschickt die Mißstimmung in der Waadt zu beheben. Ménard hatte seine Soldaten bei seiner Mittellosigkeit von den Bürgern und Bauern verpflegen lassen. Brune erkannte gleich, dass den Waadtlandern damit zu viel aufgebürdet wurde. Er hob am Tag nach seiner Ankunft die Verpflichtung auf und liess die Truppen aus den Heeresvorraten unterhalten, die von Frankreich herangeführt wurden, damit die Ubelwollenden nicht länger austreuen könnten, seine Division verzehre die Nahrung der Waadt. Damit kam er den Vorwürfen aus Paris zuvor, wo die Abgeordneten der Waadt über den Druck der Einquartierung Klage erhoben. Kriegsminister Scherer befahl dem Haus Ouin, das die Heere belieferte, die nötigen Lebensmittel in die Waadt zu senden, und mahnte Brune zugleich zur Vorsicht, weil diese Leute Rechnungen für Waren vorzulegen pflegten, die sie nicht



zugeführt hätten. Überhaupt war die Militärverwaltung im Heer verhasst. Als solche Beamte bei Rampon erschienen, klagte er: «Ich fürchte sehr, dass diese Brut kommt, um mit ihrer Raublust die Ordnung und die Tätigkeit zu stören, die im ganzen Verpflegungsdienst herrscht.» Brune aber fasste einen tiefen Groll gegen die Waadtländer in Paris, weil er meinte, sie arbeiteten ihm entgegen.<sup>796</sup>

Um die Geister zu versöhnen, hob Brune die Brandschatzung von 700 000 Franken auf, von der noch nicht ein Drittel eingeflossen war. Hier war ihm Laharpe in Paris zugekommen. Er warnte am 4. Februar in einer Eingabe vor Brandschatzungen, die das Landvolk der Waadt und anderer Kantone der Freiheit entfremden könnten, und schlug vor, die erhobenen Gelder zurückzuerstatten und dafür den bernischen Staatsschatz und das bewegliche und unbewegliche Eigentum der Patrizier heranzuziehen. Ein leichter Wettlauf zwischen der Landesversammlung und Brune hob an. Jene kam zuvor. Wie Ménard seine Brandschatzung auferlegte, erklärte sie die Domänen Berns als Grundpfänder für die Anleihe, die sie aufnehmen wollte. Als dann Bern sein Heer aufbot, beschloss die Landesversammlung am 17. Februar, dass die Privatgüter der Herrschenden von Bern und Freiburg für den schlechten Gebrauch des Staatsschatzes, der zum Teil der Waadt gehöre, haften sollten. Brune verfügte am 7. Februar etwas unklar, dass die Güter der Staaten Bern und Freiburg und ihrer Diener vorläufig beschlagnahmt werden sollten. Wie Bern Verhandlungen anbot, schob er den Zugriff auf und sah überhaupt vom Familieneigentum ab. Was die Landesversammlung über dieses angeordnet hatte, wurde dann von den helvetischen Behörden aufgehoben.<sup>797</sup>

Trotz dieser Behutsamkeit blieb Brune über die Stimmung der Waadt beunruhigt. Da er überall bernische Sendlinge vermutete, wurde er vom Gespenst einer Gegenrevolution heimgesucht. Selber für die Aufwiegelung begabt, gab er am 20. Februar der Landesversammlung in Lausanne seine Ratschläge. Sie sollte die alten Beamten entlassen und durch zuverlässige ersetzen und philanthropische Gesellschaften bilden, um die Bürger in die Tugenden der neuen Freiheit einzuführen. Seine Häscher fahndeten auf die Freunde Berns. Besondere Genugtuung bereitete ihm die Gefangennahme von Pillichody und Rusillon, die durch Sicherheitsversprechungen von Neuenburg nach Yverdon gelockt und unter schwerer Bedeckung nach Paris gesandt wurden. Dagegen liess Brune gewisse Trennungsversuche gewähren. Die Führer des Aufstandes träumten

von einer Grosswaadt, die das ehemalige Gebiet des Bistums Lausanne, der Baronie Waadt und der Grafschaft Greyerz umfassen sollte. Doch am 13. Februar vereinigten sich Abgeordnete aus den Bezirken Rue, Bulle, Romont, Châtel-St-Denis, Estavayer, Greyerz, Avenches und Payerne an diesem Ort und beschlossen, sich Freiburg anzuschliessen. General Rampon liess der Eingabe die Gegenzeichnung. Brune gab diesem Wunsch eine andere Gestalt. Er meldete nach Paris, er habe unter der Einheitsverfassung die beiden Kantone Lausanne und Payerne gebildet. Es war ein flüchtiger Zwischenfall.<sup>798</sup>

Brunes Verdacht streifte auch die waadtländischen Bataillone, die sich zögernd bildeten. Ménard hatte der Waadt 4000 Mann Hilfstruppen auferlegt. Doch dieser Dienst schreckte ab. Unleidlich war den Waadtländern die Aussicht, an Seite der Fremden gegen die Berner zu kämpfen, noch unleidlicher der Verdacht, sie würden nach Frankreich in Marsch gesetzt, um die Armee gegen England zu verstärken. General Rampon meldete, die jungen Leute im Kreis Avenches entzögen sich der Aushebung, und schlug vor, die Güter ihrer Familien zu beschlagnahmen. Nur langsam kamen die 4000 Mann zusammen. Brune hatte keine grosse Meinung von ihnen. «Die wackern Waadtländer zittern wie eine Herde vor Berns Politik», meinte er wegwerfend. Er suchte ihnen Leben einzufliessen, indem er Kompanien von Jägern und Scharfschützen auszog, und liess sie durch seine Brigadegeneräle Rampon und Pigeon besichtigen; sie sollten besonders die Offiziere von unsicherer Gesinnung ausschalten. Gegen den Willen der Regierung in Lausanne setzte er die Ernennung des unbedingten Franzosenfreundes Debons zum Anführer der Hilfstruppen durch, gab ihm aber nicht den Oberbefehl, sondern verteilte die Waadtländer unter seine beiden Brigaden.<sup>799</sup>

Abgerissen, entblösst, gelichtet war die Division unter Ménard aus Italien gekommen. Brune gab ihr die Feldtüchtigkeit, wobei ihm der Geist des Feldlagers half. Das Heer war das Sichere und Zuverlässige, das aus den Wirbeln der französischen Revolution aufstieg. Die alte Gesellschaft war zerschlagen; eine neue tastete sich empor, noch einem Zerrbild ähnlich. Die Regierungsgewalt schwankte, seit sie zur Beute eines Staatsstreichs erniedrigt worden war. Durch das Heer lief eine unbekümmerte Zuversicht. An Raub und Entbehrungen gewöhnt, bei einer lockern Mannszucht stets kampfbereit, durch Siege, Rückschläge und herbe Verluste abgehärtet, im ganzen den Gegnern überlegen, erzeugte es sich un-

verwüstlich neu, indem es die besten Kräfte Frankreichs an sich zog.

Brune zog zwei Dragonerregimenter und einige Artilleriekompagnien aus Frankreich herbei. Das halb entseelte Genf, das der französischen Herrschaft entgegenwankte, musste ihm Schuhe, Patronen und Feuersteine liefern. Nachdem Bern diese Stadt durch Jahrhunderte gegen Savoyen und Frankreich geschirmt hatte, brach das Schutzverhältnis damit ab, dass sie die Franzosen zum Angriff auf Bern ausstattete. Brune befahl dem General Pouget, mit seinen Truppen aus der Gegend um Genf in die Waadt einzurücken. Pouget übernahm den Befehl in Lausanne, während Brune sein Quartier nach Payerne verlegte. So verstärkte Brune seine Division auf 15 000 wohl ausgerüstete Mann. Gelegen kam es ihm, dass eben eine Schweizerkarte des Genfer Geographen Henri Mallet aus dem Druck kam; die Ortsangaben lauteten von da an in seinen Briefen bestimmter.<sup>800</sup>

Mitten in den Vorbereitungen wurde Brune von einem Brief aus Paris erreicht, der ihn tief traf. Das Direktorium hatte auf die Selbstersetzung der Schweiz nach dem Vorbild von Basel gehofft und Brune mit der Weisung hergesandt, lieber mit Worten als mit Waffen der Auflösung nachzuhelfen. Nun trog die Voraussetzung; Bern blieb unerschüttert. Fiel die stolze Stadt, folgte die Schweiz nach. Das Direktorium, das nicht länger warten wollte, erteilte Brune am 11. Februar den bestimmten Befehl, nach Bern zu marschieren und diesem Ort die Einheitsverfassung aufzuerlegen. Perdonnet aus Vevey, der in Paris als Börsenmakler ein Vermögen gesammelt und Laharpes Pressekampf mit Geld unterstützt hatte, überbrachte Brune am 16. den Brief des Direktoriums. Dieser sah sich verkannt und mit Absetzung bedroht. In zwei Berichten vom 17. und 18. Februar holte er zu seiner Rechtfertigung aus. Er schilderte, wie er die Waadt geteilt, hilflos, missgestimmt angetroffen, mit welchen Opfern er sie beruhigt, mit welchen Anstrengungen er seine Division schlagfertig gemacht habe. Um sich zu verstärken und die Überlegenheit im Feld zu gewinnen, habe er die Verhandlungen mit den Bernern aufgenommen. Scharf rechnete er mit den Waadtländern in Paris ab, deren Einflüsterungen er die Unzufriedenheit des Direktoriums zuschrieb; sie hätten ausgestreut, die Franzosen sollten schon in Bern sein. Wegwerfend bemerkte er über Perdonnet, dieser habe seit langem das Land verlassen und komme nun, um zu regieren; dieser Mensch gebe sich alle Mühe, ihn zu verdächtigen. In einem besondern Brief an den

Direktor Barras versicherte er, dass er am 26. Februar angreifen werde.<sup>801</sup>

Zu den Ungeduldigen in Paris gehörte auch Laharpe. Er sandte am 7. Februar Brune ein Verzeichnis der zuverlässigen Persönlichkeiten in der Waadt, beschrieb die Strassen aus der Waadt nach Neuenburg und Bern und spornte ihn zur Eile an, damit die Berner nicht ihren Staatsschatz in Sicherheit bringen könnten.<sup>802</sup>

Brune musste sich auch mit Mengaud auseinandersetzen. Dieser fühlte sich übergangen und erhob beim Direktorium den Vorwurf, dass Brune mit seinem Zögern den ganzen Plan verderbe. In seiner Antwort an das Direktorium gab Brune offen zu, dass seine Beziehungen zu Mengaud ebenso unangenehm wie unnütz seien; dieser habe mit seinen Schmähungen Volk und Regierungen in der Schweiz aufgebracht und gewarnt, und neuerdings vernehme er, dass sein Auftrag zum Angriff von Mengaud den Bernern verraten worden sei. Das Direktorium bedauerte es sehr, dass Brune sich gekränkt fühle. Es gab ihm die Genugtuung, dass es ihm nie sein Vertrauen entzogen habe; er möge nicht den Zuträgereien Gehör schenken, dass es mit ihm unzufrieden sei.<sup>803</sup>

### 3. Die Jurafront

In Delsberg befehligte General Gouvion de St. Cyr die 5000 Franzosen, die das Bistum Basel besetzt hielten. Bonaparte, der hinter dem Anschlag auf die Schweiz stand, setzte es durch, dass 12 000 Mann von der Rheinarmee den Nordflügel in der Schweiz verstärkten. Gouvion de St. Cyr wurde abberufen; statt des Angriffs auf die Schweiz, hatte er den Überfall auf Rom zu leiten. An seiner Stelle ernannte das Direktorium am 28. Januar zum Befehlshaber der sich bildenden Juradivision Balthasar von Schauenburg. Er entstammte einem alten, ursprünglich breisgauischen, nun elsässischen Adelsgeschlecht, diente in der königlichen Armee und stieg in der Revolution 1793 zum Divisionsgeneral auf, obschon er in der Schreckenszeit als verdächtig vorübergehend ins Gefängnis kam. Er galt mehr als Erzieher, denn als Führer der Truppen und bekleidete den Rang eines Generalinspektors der Infanterie. Es gehörte seine genaue und derbe Art dazu, in den Revolutionsheeren, die verwildert aus den Feldzügen zurückkamen, die Mannszucht aufrecht zu erhalten. Er war nur Soldat, der sich allen Regierungen Frankreichs zur Verfügung

stellte. Zum erstenmal erhielt er einen selbständigen Oberbefehl. Er war zwar Brune untergeordnet; aber da zwischen ihnen nur eine mühselige und unsichere Verbindung bestand, entwarf er seine Pläne selbst.<sup>804</sup>

Schauenburgs erster Auftrag war, Biel zu besetzen, um die Eroberung des Bistums Basel zu vollenden, mit dem Biel lose durch den Meyer und den Schaffner des Bischofs verbunden war. Biel suchte seine Ausdehnung in dem sich auflösenden Bistum und betrachtete Bern als den Gegner seines Ehrgeizes, gegen den es Anlehnung an den grössern Nachbarn im Norden, an Frankreich, suchte, und das hatte ihm ein gewisses Wohlwollen in Paris eingetragen. Als die Franzosen im Dezember 1797 den Südjura besetzten, verschonten sie zwar Biel noch, nötigten ihm aber einen der ihren, namens Bresson, als Meyer auf. Zu spät gingen Biel die Augen aus dem langjährigen Wahn auf, als aristokratische Kleinstadt Freundschaft mit der Revolution halten zu können. Umsonst suchte es vorzubeugen, indem es sich beeilte, seine Verfassung nach dem Zeitgeist auszurichten.

Am 6. Februar erschien Brigadegeneral Nouvion mit zwei Bataillonen, zwei Schwadronen und drei Geschützen vor dem Obertor. Umsonst wollten die Beherzten die Berner aus Nidau herbeirufen und sich wehren. Der fassungslose Rat öffnete das Tor, und die Franzosen ergossen sich in die Stadt, die seit dem vierzehnten Jahrhundert von keinem Feind mehr betreten worden war. Wie der Meyer Bresson verlangte, dass Biel beim Direktorium um den Anschluss an Frankreich einkommen solle, fügte es sich und sandte das Gesuch nach Paris. Sein grosser Irrtum endete damit, dass es vom freien Ort der Eidgenossenschaft zur französischen Landstadt absank und als Waffenplatz gegen seine alten Verbündeten dienen musste. Am 9. Februar fand die Vereinigungsfeier mit Freiheitsbaum und Ball statt.<sup>805</sup>

Schauenburg verlegte sein Hauptquartier nach Biel. Er wollte zuerst die Berner nicht herausfordern, während er ständig Verstärkungen vom Rhein an sich zog. Das wurde ihm erleichtert, indem Basel seinen Truppen den Durchzug durch Stadt und Land gestattete. Die bernischen Abgeordneten, die in Basel um Mengaud warben, sahen diese Heerscharen, «fürchterlich durch erprobten Muth und lange Kriegserfahrung, aber noch fürchterlicher durch Entblössung von nothwendigen Bedürfnissen und gierige Raubsucht.» Freilich konnte Schauenburg nicht am 13. Februar bereitstehen, wie Brune nach Paris meldete. Er brauchte mehr Zeit

und musste seine Truppen um der Verpflegung willen auf einer weiten Linie verteilen, so dass er zu ihrer Besammlung drei Tage benötigte.<sup>806</sup>

Obschon Schauenburg Zusammenstösse mit den Bernern vermeiden wollte, stellten sie sich doch ein. Sie betrafen den Tessenberg und den Bielersee, weil die Vergangenheit hier verwickelte Verhältnisse zurückgelassen hatte. In die Herrschaft über den Tessenberg teilten sich ehemals der Bischof von Basel und die Stadt Bern. Der Meyer von Biel und der Vogt von Nidau übten dort die Gerichtshoheit. In der Reformation hatte Bern als der stärkere Teilhaber in den vier Gemeinden des Berges, Nods, Tess, Prägely und Lamlingen, seine Lehre eingeführt. Von den Ortschaften am See gehörte Neuenstadt zum Bistum, stand aber durch ein lebenskräftiges Burgrecht mit Bern in enger Beziehung. Twann und Ligerz waren bernisch. Biel besass in diesen Dörfern das halbe Mannschaftsrecht, Neuenstadt das ganze auf dem Tessenberg. Hier konnte Schauenburg ansetzen. Die Hoheit über den See gehörte ausschliesslich Bern; sie stand dem Landvogt von Nidau zu.

Als Bacher mit der Note vom 13. Dezember die Besetzung des Südjuras ankündigte, beanspruchte er für Frankreich die ganze Herrschaft über den Tessenberg. Bern erwiderte, im Fall einer französischen Besetzung werde es gleich viel Truppen auf den Berg schicken. Billiger benahm sich Gouvion de St. Cyr, der bei Bern den Durchzug über den Tessenberg nach Neuenstadt nachsuchte und erhielt. Wie Schauenburg am 9. Februar in Biel eintraf, verlangte er unverzüglich vom Landvogt Effinger in Nidau freie Fahrt auf dem See nach Neuenstadt und Besetzung des Tessenbergs gemeinsam mit den Bernern. Der Eilbote jagte nach Bern und brachte den Bescheid des Geheimen Rates zurück, das erste sei unstatthaft, das andere von einer Vereinbarung abhängig. Effinger begab sich zu Schauenburg nach Biel, um eine solche zu bereden. Der General meinte verständnisfreundlich, die Berner sollten gleichzeitig ebensoviel Leute auf den Berg senden. Kaum war Effinger nach Nidau zurückgekehrt, kam Kunde, 800 Franzosen unter Nouvion hätten soeben den Tessenberg besetzt. Nouvion rechtfertigte den Streich mit der Ausrede, da Neuenstadt nun französisch sei, habe Frankreich allein das Besetzungsrecht. Effinger, unermüdlich in freundlichen Auskünften, wo ihm die starke Hand versagt war, traf mit Nouvion ein Abkommen, das die gemeinsame Besetzung bestätigte und vorsah, dass die Berner die Schiffe von ihrem Nordufer ans Südufer schafften. Schauenburg

verweigerte ihm die Genehmigung, weil er zuerst die Erlaubnis vom Direktorium haben müsse. Zur rechtswidrigen Tat hatte er die Einwilligung von Paris nicht nachgesucht. Gegenüber Brune rühmte er sich, er habe den Bernern bei der Besetzung des Tessenbergs das Nachsehen gelassen. Bern liess es sich gefallen.<sup>807</sup>

Oberstquartiermeister von Graffenried erklärte den Franzosen, er werde die Einschiffung ihrer Truppen auf dem See als Gebietsverletzung betrachten, worauf sie einen Versuch unterliessen. Er verlegte 25 Scharfschützen auf die Sankt Petersinsel, gestattete aber den französischen Offizieren, unbewaffnet Rousseaus Wohnstätte zu besuchen. Er liess die Schiffe vom nördlichen auf das südliche Ufer schaffen, wofür freilich die Franzosen im Notfall Ersatz in Neuenstadt und Biel fanden. Aber sein Vorschlag, den See mit einem bewaffneten Wachtschiff zu befahren, wurde in Bern überhört. Der Geheime Rat billigte Effingers Verhalten, beharrte aber nicht auf dem bernischen Besetzungsrecht. In den Offizierskreisen kochte es auf. «In unerträglich chikanöser Weise wird uns das Terrain Schritt für Schritt streitig gemacht, und man lässt es geschehen, wie wenn diess Nichts zu bedeuten hätte», schrieb Mutach aus dem Lager von Büren.<sup>808</sup>

Diese Nachgiebigkeit reizte Schauenburg zu neuen Übergriffen, zumal er sich keines Unrechts bewusst wurde. Er hatte sich die Überzeugung angeeignet, dass das Mannschaftsrecht von Neuenstadt die Berner vom Tessenberg ausschliesse. Zutraulich riet er dem Obersten Manuel in Nidau, seine Leute nicht auf den Berg zu senden, sie kämen dort den Franzosen zu nahe, was üble Folgen haben könnte. Er brauchte dort die Berner nicht, weil er die vier Dörfer unter Druck gesetzt hatte, sich Frankreich anzuschliessen. Da wagte nun doch der bernische Kriegsrat die Anfrage, ob nicht diese Einverleibung als Kriegsfall anzusehen sei. Der Geheime Rat trat wegen der Verhandlungen mit Brune nicht darauf ein. So wiederholte sich das Gaukelspiel von Biel; am 22. Februar übersandten die vier Dörfer Schauenburg die schriftliche Erklärung, sie wünschten Frankreich angeschlossen zu werden, und sie wurden in Paris erhört.<sup>809</sup>

Da in der zweiten Hälfte Februar starker Schnee fiel, wurde es unmöglich, die Truppen auf dem Tessenberg von Biel aus mit Lebensmitteln zu versehen. Leichter ging die Verbindung von Neuenstadt aus. Um nun die Vorräte auf dem nördlichen Ufer dorthin schaffen zu lassen, behauptete Schauenburg, von Biel angelernt, da Biel früher die Gerichtsbarkeit über das Nordufer ge-

meinsam mit Bern ausgeübt habe, dürfe er Führen und Meldereiter dort durchgehen lassen, und als Oberst Manuel diese dreiste Auslegung zurückwies, sprach er von guter Nachbarschaft, die den Lebensmittelsendungen den Weg nicht erschweren werde. Das amtliche Bern bewilligte, was der Frontoffizier verweigert hatte. Schauenburg war nicht überrascht; er habe das vom Wunsche Berns, mit Frankreich in Freundschaft zu leben, erwartet.<sup>810</sup>

Da die Franzosen ihre Vorposten bis zum Weiler Schaffis im Gebiet von Neuenstadt vorschoben, befürchteten die Berner einen Handstreich und wollten das Nordufer des Sees sichern. Mit der Schüchternheit, die bernische Gewohnheit geworden war, verfügte der Geheime Rat, es seien kleine Posten nach Twann und Ligerz zu legen und sie den französischen Befehlshabern vorher anzuzeigen. Eine Jägerkompanie wurde auf Ligerz und Twann verteilt. Wie Schauenburg das an Brune meldete, widerfuhr ihm ein Irrtum. Er verwechselte Schaffis und Twann, französisch Chavannes und Douanne, und berichtete ortsunkundig, Schaffis sei von den Bernern besetzt worden. Brune gab das Versehen weiter nach Paris, und hier schlug es ein wie eine Erlösung; damit wurde der Angriff gerechtfertigt. Das Direktorium antwortete Brune ungesäumt, Bern habe eine Feindseligkeit begangen, indem es französisches Gebiet eingenommen habe; das Direktorium zweifle nicht, Brune habe den Anlass benutzt, um auf Bern zu marschieren. So stieg das Winzerdörfchen Schaffis in die hohe Politik auf.<sup>811</sup>

#### 4. Die bernischen Feldzugspläne

Der bernische Kriegsrat erschöpfte sich so sehr in der Kleinarbeit des Tages, dass er nicht die Besinnung fand, einen Feldzugsplan zu entwerfen. Ein solcher war im Frieden nicht vorbereitet worden, weil es keinen Generalstab gab. Der Kriegsrat dachte diese Aufgabe, sein Unvermögen erkennend, den hohen Frontoffizieren zu; so wurde sie spät in Angriff genommen. Der Kriegsrat befahl am 10. Februar dem Oberstquartiermeister von Graffenried, mit dem Obersten von Büren und dem General Altermatt von Solothurn die Massnahmen zur Abwehr eines feindlichen Angriffs zu vereinbaren. Sie verständigten sich am nächsten Tag über einen Verteidigungsplan für die Nordfront, den der Kriegsrat Erlach zusandte. Dieser fand nicht Zeit, ihn zu begutachten, da der Aufmarsch der Franzosen rasch andere Entwürfe verlangte.<sup>812</sup>



In Bern lebte seit 1792 der Emigrant de Varicourt aus Gex, der in der königlichen Armee als Ingenieurhauptmann gedient hatte. Gebildet, still, anspruchslos stand er zu Diensten und wurde zunächst Erlach als Adjutant zugeteilt. Anfangs Februar 1798 beauftragte ihn der Kriegsrat mit der Erkundung des Seelands. Die Frucht dieser Reise war ein Plan, den der Kriegsrat den Frontkommandanten unterbreitete. Er ist nicht erhalten; man kennt nur einiges aus dem tadelnden Gutachten, das Oberst von Gross dem Kriegsrat abgab. Darnach scheint Varicourt eine Verteidigungsstellung, die sich um Frienisberg aufbaute, vorgesehen zu haben. Er habe gleich gemerkt, dass der Verfasser den Bewegungen eines ganzen Heeres nicht gewachsen sei, meinte Gross. Aus dem Tadel entstand ein eigener Plan.<sup>813</sup>

Oberst von Gross brachte aus holländischen Diensten eine kriegswissenschaftliche Schulung mit und befand sich gern im Vordergrund; er traute sich die Fähigkeit zu, die er Varicourt absprach. Er hatte bereits mit Major Mutach mehrere Tage das Seeland erkundet und benützte die Ergebnisse zu seinem Entwurf. Er ging von dem Leitgedanken aus, zuerst die Franzosen auf der Nordfront zurückzuwerfen und dann mit gesammelter Kraft im Westen nach der Waadt vorzustossen; zum erstenmal tauchte ein Angriffsplan auf. Darnach gliederte er das Heer. Er sah im Aargau einen schwachen rechten Flügel von 1200, in Murten einen starken linken Flügel von 4000 bis 5000 Mann vor und verlegte die Hauptkraft mit 18 000 Mann ins Seeland, um dort den Angriff auf der ganzen Breite zu entfesseln. Er schätzte den Kampfwillen der Berner, meinte aber, so vorzüglich sie im zerschnittenen Gelände seien, in der Ebene würden sie dem Reitersturm und dem Geschützfeuer des Feindes erliegen. Gleichwohl wollte er sie im offenen Gebiet des Seelands vorschicken.<sup>814</sup>

Oberstquartiermeister von Graffenried, der den ersten prüfenden Blick auf den Plan warf, erkannte gleich die Unstimmigkeiten. Er hielt den Angriff auf der ganzen Seelandfront für eine Übereilung, die der Kraft und Schulung des Heeres nicht entspreche, und schlug einen Einbruch in die feindliche Linie vor. Oberst von Büren sollte seine Division von Wangen durch die Klus von Balsthal führen, nach Nordwesten abschwanken und durch das Tal der Dünnern nach Court vordringen, um in den Rücken des Feindes zu gelangen, den die andern Abteilungen durch Scheinbewegungen auf der Front beschäftigen sollten. General von Erlach trug sich nicht mehr mit der Zuversicht, die seit

Wochen zum Angriff geraten hatte, weil er besorgte, die wachsende Zahl des Feindes könnte mit gesammelter Macht die überdehnte bernische Linie an einem Punkt durchbrechen. Er unterbreitete daher am 18. Februar dem Kriegsrat den Vorschlag, Murten zu räumen, Gümmenen als Stützpunkt der rechten Flanke zu befestigen, im Seeland starke Vorposten zu belassen und die Hauptmacht auf die Linie Frienisberg, Münchenbuchsee und Grauholz zurückzunehmen, um von dieser gesicherten Stellung aus den Angriff zu unternehmen. Es war kein ausgearbeiteter Plan, sondern eine Anregung, die er einwarf, damit überhaupt etwas geschehe.<sup>815</sup>

Der Kriegsrat liess durch Erlach die höheren Truppenführer auf den 21. Februar zu einer Beratung nach Aarberg berufen. Altermatt und von Büren erschienen unter Vorwänden nicht, weil sie nicht Befehle vom jüngern General von Erlach annehmen wollten. Oberst von Büren schützte vor, er sei zu spät geladen worden, und überdies sei der Feldzugsplan zum voraus bestimmt gewesen. In Wirklichkeit war von Büren mit seiner zornmütigen Reizbarkeit ein Beispiel der alten Oberoffiziere, die stets auf ihre Person und ihren Rang bedacht waren. Aus der Untätigkeit, die dem Heer auferlegt wurde, stiegen die Blasen der Eifersucht und Widersetzlichkeit zum Schaden der Heeresleitung auf.<sup>816</sup>

In Aarberg lag der Plan des Obersten von Gross mit den Zusätzen Graffenrieds vor. Die Generalsbesprechung bereinigte den Entwurf in dem Sinn, dass der Angriff auf der ganzen Linie, sowohl von Murten als vom Seeland aus, gleichzeitig vorgetragen werden solle, und stellte genaue Vorschriften für die einzelnen Abteilungen auf. Erlachs Wille für ein entschiedenes Handeln drang durch. Der neue Plan ging an den Kriegsrat mit ernsten Erwägungen aus der Feder des Schriftführers Major Mutach, die in einen Vorwurf ausklangen. Die Eingabe stellte dem Kriegsrat vor: «1. Dass der gegenwärtige Zustand der Dinge so gespannt seye, dass er in die Länge nicht fortdauern könnte, und dass sowohl in politischer, als insonderheit in militärischer Hinsicht, jeder Tag Aufschub für uns Verlust, für den Feind aber wahrer Gewinn seye. 2. Dass man also sich in kürzester Zeitfrist entschliessen müsse, das Schwert zu ziehen, da es noch möglich, oder von allen ferneren militärischen Anstalten abzustehen, die nicht nur kostbar, sondern dem Staate gefährlich werden könnten.» Der Kriegsrat wollte die Verantwortung, dem Heer freie Bewegung zu geben, nicht übernehmen und wies die Eingabe an den Grossen Rat, und dieser wartete zu.<sup>817</sup>